FESTSCHRIFT

FÜR

WILHELM JERUSALEM

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG

VON FREUNDEN, VEREHRERN UND SCHÜLERN

MIT BEITRÄGEN

VON

MAX ADLER, RUDOLF EISLER,
SIGMUND FEILBOGEN, RUDOLF GOLDSCHEID,
STEFAN HOCK, HELEN KELLER, JOSEF KRAUS,
ANTON LAMPA, ERNST MACH, ROSA MAYREDER,
JULIUS OFNER, JOSEF POPPER, OTTO SIMON,
CHRISTINE TOUAILLON, ANTON WILDGANS

MIT EINEM BILDNIS



WIEN UND LEIPZIG
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1915

Laotse

Von **Dr. Julius Ofner**

An der Wiege des heutigen China standen zwei Männer, Kungfutse und Laotse. Kung darf nicht mit Buddha oder Jesus verglichen werden. Er war ein Staatsmann, Moses und Solon vergleichbar. Als Kung auftrat, war das alte Kaiserhaus entthront. Der jüngste Sproß, ein Kind, war eingekerkert und später getötet worden. Eine lange Zeit hindurch lösten Despoten in den einzelnen Reichen einander ab. Kung suchte das Mittel zum Frieden darin, daß er an den konservativen Charakter seines Volkes anknüpfte und die Rückkehr zum alten patriarchalischen System unter Leitung der Staatsgelehrten verlangte. Er war dabei nicht originell und wollte es nicht sein. Seine überragende Weltklugheit aber zeigte sich darin, daß noch heute, nach 2500 Jahren, sein System und dessen Folgen bestehen. Noch heute ist in China Ahnenverehrung, und sind die Eltern, so lange sie leben, Herren ihrer Kinder und deren Familien, noch heute herrschen Anhänglichkeit an die Tradition, Selbstbeherrschung, Einordnung und Staatsgefühl, zugleich aber ein konservativer und zeremonieller Zug in Leben und Organisation, welcher sich erst in jüngster Zeit unter dem Einfluß europäischer Ideen und dem Beispiel Japans zu lösen beginnt.

Kungfutse war auch als Philosoph ein durchdringender Geist. Vor 2500 Jahren hat er mutiger und konsequenter als bei uns selbst Kant, mit aller Mystik, aller religiös-mythischen Anschauung gebrochen, und da wir Religion von Mystik schwer zu trennen vermögen, ist es nicht ratsam, seine Lehre als Religion zu bezeichnen. In ganz Ostasien war der Glaube zu Beginn der historischen Epoche unpersönlich. In Indien

war es der Glaube an das Brahm, aus dem erst später der Brahma entstand und die Trimurti, welche auch den Weg ins Christentum fand. In China (auch in Japan) hat ein derartiger Übergang ins Persönliche überhaupt nicht stattgefunden. Hier herrschte der Glaube an das Taô. Die christlichen Missionäre übersetzten das Wort mit »Gott«. Es könnte aber nur heißen »das Gott« und würde selbst dann noch zu persönlich klingen. Kungfutse hat aber auch das Taô verworfen; er hat sogar in seinem Buch der Lieder, in welchem er die alten, im Volke vorgefundenen Gesänge und Weisen sammelte, mit Verletzung seiner sonstigen Pietät jede Anspielung an das Taô absichtlich weggelassen. Nur an wenigen Stellen und vielleicht da nur aus Versehen finden wir in der Sammlung das Wort. Grundlage des Wissens und der Lebensführung ist ihm lediglich die nachdenkliche Beobachtung der Dinge.

China dankt Kungfutse die merkwürdige Tatsache, ein Rätsel für unsere Staatsmänner und Philosophen, daß ein Volk seit 2500 Jahren ohne mystische Ansichten lebt, gedeiht und Jahrhunderte lang fester organisiert war als Europa. —

Neben Kungfutse, zeitlich etwas voraus, steht die zweitgrößte Gestalt jener Zeit, der Ethiker, der das alte China abschließt und der sich philosophisch zu Kung ähnlich verhält, wie Spinoza, der die Gottheit in sein System aufnimmt und transsubstanziiert, zu Kant, der in ihr ein Problem sieht, die Beweise für das Dasein eines Gottes wägt und zu leicht findet.

Es ist Laotse. Der Name heißt: »alter Herr«, »alter Meister«. Früher übersetzte man ihn »altes Kind« und es knüpft sich daran die Legende, daß Laotse mit weißen Haaren geboren wurde. Vielleicht wegen der Gedankentiefe des Mannes, der unter den Philosophen seines Landes den ersten Platz einnimmt. Er ist aber zugleich der chinesische Heraklit der Dunkle, und man muß bei dem Taôteking — besonders in der Übersetzung[1]) — manchmal der Worte So-

[1]) Ich benütze die Übersetzung von Strauß.

krates' über Heraklit gedenken: »Was ich verstehe, ist so vortrefflich, daß ich das, was ich nicht verstehe, für ebenso vortrefflich halten muß.«

Die hohe Achtung, die Laotse genoß, spricht sich in der Erzählung über seine Unterredung mit Kungfutse aus, die wahrscheinlich Legende, aber als solche charakteristisch ist. Sie beginnt damit, daß Kung bei seiner Suche nach den alten Gesetzen und Sitten auch zu Laotse kommt und dessen Ansicht über seine Reformpläne wissen will. Sie enthält nur die Antworten Laotses; Kungs Fragen muß man hinzudenken. Laotse sagt: »Die Menschen, von denen der Herr spricht, sind vermodert. — Wenn der Edle seine Zeit findet, tritt er vor, findet er sie nicht, so geht er und läßt das Unkraut sich häufen. — Ich habe gehört, ein kluger Kaufmann verberge seine Vorräte, so daß es wie leer aussieht und der Edle vollendeter Tugend erscheine nach außen wie einfältig. — Lasse der Herr ab von seinem Hochmut und seinen Begierden, seinem äußerlichen Tun und seinen ausschweifenden Plänen, das alles ist von keinem Nutzen für ihn. — Das ist alles, was ich ihm zu sagen habe.« Kungfutse geht fort und spricht zu seinen Schülern: »Vögel, das weiß ich, können fliegen; Fische, das weiß ich, können schwimmen; Vierfüßler, das weiß ich, können laufen. Die Laufenden können umgarnt, die Schwimmenden können geangelt, die Fliegenden können geschossen werden. Aber vom Drachen weiß ich nicht, wie er, auf Wind und Wolken fahrend, zum Himmel aufsteigt. Heute sah ich Laotse; gleicht er nicht dem Drachen?«

Die Unterredung kennzeichnet den Unterschied beider Denker. Der alte Laotse ein stolzer, in sich geschlossener Charakter, der unbekümmert um Tradition, unbekümmert um andere seinen Weg geht; der jüngere Kung lernbegierig, schmiegsam, politisch und tatenlustig.

Laotse war ungefähr 50 Jahre älter als Kungfutse. Von seinem Leben wissen wir nicht viel. Er war nicht wie Kung aus den ersten Familien des Landes, aber ein Edler. Er war Beamter im Archiv des Königs von Chou und dürfte zuletzt der Erste im Archiv gewesen sein. Zwei Könige, unter denen er diente, scheinen ihn zu Rate gezogen zu haben. Der dritte,

King Wang (544—117 v. Chr.), war prunksüchtig, legte dem Volke harte Steuern auf und machte sich verhaßt. »Das Volk hungert — sagt das Taôteking — weil seine Obrigkeit zu viel Abgaben verzehrt. Deshalb hungert es.« (Kap. 75.) Es scheint, daß Laotse ihm abgeraten und sich dadurch unbeliebt gemacht hat. Er geht, oder was wahrscheinlicher ist, er wird entlassen. In hohem Alter verläßt er sein Land und geht in die Ferne. Dort stirbt er, niemand weiß, wo und wann.

Sein Ende erinnert an die Sitte in Indien, wo die alten Weisen sich häufig in die Einsamkeit zurückzogen, um dort fern von der Maja des Lebens zu sterben. Aber aus manchen Worten seines Taôteking spricht unbewußt eine tiefe Bitterkeit und läßt annehmen, daß ihn der Undank seiner Umgebung doch schwer verletzt hat. »Die mich verstehen, sind wenige, demgemäß werde ich geschätzt; daher der heilige Mensch sich kleidet in Wolle und birgt die Juwelen.« (Kap. 70.) Man erzählt, daß, als er wegging und zum Grenzpaß kam, der dortige Befehlshaber Jin, sein Anhänger, sich anfangs Mühe gab, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und dann sagte: »Wenn der Herr sich nicht bewegen läßt zu bleiben, so möge er, bevor er uns verläßt, seine Lehre aufschreiben; wenn nicht anderen, so mir zuliebe.« Und so (erzählt der Geschichtschreiber Sze-ma-Tuan) entstand das Taôteking, das Buch von Taô und Tugend, oder von der Taô-Tugend, 81 kurze Kapitel, in welchen Laotse in gedrängtester Form, in Schlagworten und Zitaten, seine metaphysischen und ethischen Ideen vermerkt — man kann nicht sagen: ausspricht.

Die Kapitel sind in zwei Bücher eingereiht. Man darf aber nicht schließen, daß das erste Buch vom Taô, das zweite von der Tugend handelt; beides ist vielmehr vereint. Denn Tugend ist für Laotse Leben im Taô. Die Ideen des Werkes erfaßt man am besten durch das System jenes europäischen Weisen, der — vielleicht mit infolge seiner orientalischen Abstammung — Laotse in seiner Weltauffassung am nächsten kam, durch das System Spinozas.

Spinoza knüpft, wie bekannt, an den Begriff der Ursache an und bezeichnet Gott als erste Ursache. Welches ist nun

das Verhältnis von Ursache und Wirkung? Ist die Wirkung ein anderes, so müssen wir sofort fragen, woher das andere, und kommen zu einer zweiten Ursache, was der Voraussetzung widerspricht. Die Wirkung ist also mit der Ursache identisch; sie ist nur eine wechselnde Form desselben Dings. So ist denn auch die Gottheit eins mit der Natur. Denken und Ausdehnung, was wir mit Seele und Körper übersetzen, sind nur zwei Eigenschaften des Einen, das aber unendlich viele Eigenschaften hat, welche wir nur nicht erkennen; denn wir sehen durch unsere menschliche Eigenart wie durch eine Brille, die uns nur diese beiden Eigenschaften weist. Die Einzeldinge aber sind bloß vorübergehende Gestaltungen (Modi) des Seins. Um sie im Bilde zu begreifen, mögen wir uns den Ozean vorstellen, der Wellen wirft, und die Wellen werfen Schaumperlen in die Luft. Im Augenblick scheint die Schaumperle ein Ding für sich zu sein, im nächsten Augenblick ist sie verschwunden und hat sich als Teil des einen Ozeans gezeigt. So ist jedes einzelne Ding eine Schaumperle im Ozean des Seins, der Gott-Natur. Jede der Schaumperlen hat aber, so lange sie als solche währt, eine Eigenart, die sie kennzeichnet, und die Eigenart jener, welche Mensch heißt, ist die Vernunft. Durch seine Vernunft als Wahrnehmen, logisches Durchdenken und zuhöchst als Intuition erkennt der Mensch die Gott-Natur in und um sich.

Es ist bezeichnend, daß Spinoza das Werk, in dem er diese seine Lehre vom Sein entwickelt, Ethik nennt. Aus der Erkenntnis fließt ihm das Leben. Das Bewußtsein, ein untrennbarer Teil der Gott-Natur zu sein, ertötet im Menschen alles Individualistische und läßt ihn in seinem Denken im All aufgehen.

Im Wesen ist das auch die Lehre Laotses.

Er findet den Glauben an das Taô vor und umwandelt das Taô ähnlich wie Spinoza den Gott. Taô ist das Namenlose; denn, was genannt werden kann, hat schon Form und Ende. »Weil ich es bezeichnen muß — sagt Laotse — nenne ich's Taô.« (Kap. 25.) »Es ist unfaßlich, unbegreiflich, aber in ihm ist das Wesen, in ihm ist der Geist, es ist aller Dinge Ursprung.« (Kap. 21.) »Es ist das Ruhige, das doch Quell

aller Bewegung, aller Tätigkeit, alles Lebens ist.« Das Taôteking ist voll von Bildern, um diese Einheit des Widersprechenden, das Gleichzeitige von Ruhe und Bewegung, von Beharrung und Tätigkeit, von Unveränderlichkeit und Leben wiederzugeben: »So still, so übersinnlich! es allein beharrt und wandelt sich nicht. Durch alles geht es und gefährdet sich nicht.« (Kap. 25.) »Taô ist einig, ohne Tun und doch ohne Nichttun.« (Kap. 37.) »Ähnlich ist Taôs Sein in der Welt, wie Bäche und Flüsse, die zu Strömen und Meeren werden.« (Kap. 32.)

Aus dem Taô entstehen durch Zwischenformen, durch die Eins, die Zwei, die Drei alle Dinge. Diese mystische, an die Trimurti erinnernde Weltentstehungstheorie wird jedoch nur berührt; Laotse legt darauf kein Gewicht. Er will kein metaphysischer Dogmatiker sein, sondern nur Ethiker. Ihm ist das Taô das reine Sein, voller Ruhe, lediglich sich getreu, das dennoch alle Kraft und alles Leben in sich enthält.

Wir treffen diese mystische Naturauffassung bei vielen einsamen innerlichen Naturen. Wer sie in der Empfindung begreifen will, vorausgesetzt, daß er einer solchen Stimmung zugänglich ist, gehe allein in einsamen tiefen Wald oder auf einsame Höhe mit weiter Aussicht und überlasse sich dort seinen Gedanken. Ein nüchterner Beurteiler mag von einem leichten Schwindel sprechen, der uns nach einiger Zeit befällt. Wenn wir wach träumend in die Gegend blicken, scheinen die Grenzen zwischen den einzelnen Gegenständen, zwischen Berg und Tal, Weg und Abgrund, Wiese, Bach und Wald zu verschwinden. Es ist alles ein einziges großes Bild und allmählich gehören auch wir zu dem Bild. Unser Eigenleben wird uns fremd, rückt von uns weit und weiter hinweg und wenn wir nicht gestört und rauh an die Wirklichkeit erinnert werden, haben wir die Empfindung von einem großen einheitlichen Ganzen, in welchem alles Einzelne aufgeht, auch wir; welches alles umfaßt, zu welchem alles gehört, ohne eigenes unterschiedenes Sein. Es liegt eine eigentümliche, anheimelnde Ruhe in dieser Empfindung, aus der man freilich durch einen scharfen Schritt oder durch den Stich eines Insektes jäh in das Leben des Tages zurückgerufen wird.

Für Laotse ist der Glaube an das Taô ebenso wie bei Spinoza die Grundlage für seine Ethik, für die Lehre, was Tugend ist, wie der Mensch zu leben, zu denken, zu handeln hat. So wie das Taô in ewiger Ruhe ist und in dieser Ruhe zugleich Quell aller Bewegung und alles Lebens, so auch der heilige Mensch.

Das ist die Lehre des Wu-wei, des Nichttuns, wie die wörtliche Übersetzung lautet. Daß Laotse nicht Müßiggang meint, erfahren wir im Kap. 48 vom Taô: »Es tut nicht, und doch ist es nicht untätig.« Oder im Kap. 81: »Der Weise tut und streitet nicht.« Laotse ist kein Quietist, wie Buddha. Was er meint, ist in seiner Antwort an Kungfutse enthalten: »Lasse der Herr ab von seinem Hochmut und seinen ausschweifenden Plänen.« Er ist nicht gegen das Tun. Aber das Tun soll nicht Mittel sein, um Erfolg zu erzielen, sondern der Ausdruck des inneren Wesens, der empfundenen Notwendigkeit. Es ist deshalb naiv, es versteht sich von selbst. »Der Heilige — er belebt und hat nicht, tut und gibt nichts darauf, erhält und beherrscht nicht. Das ist tiefe Tugend.« (Kap. 10.) »Er siegt und ist nicht stolz, siegt und triumphiert nicht.« (Kap. 30.) Das Ziel des Menschen darf nur die eigene Vollkommenheit sein: Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung, Ruhe, Aufgehen im Taô. »Wer andere kennt, ist klug, wer sich selbst kennt, ist weise; wer andere überwindet, ist stark, wer sich selbst überwindet, tapfer.« (Kap. 33.) »Wer den Gipfel der Entäußerung erreicht hat, behauptet unerschütterliche Ruhe.« (Kap. 16.) »Der heilige Mensch hat kein beharrliches Herz. Aus der hundert Geschlechter Herz macht er sein Herz.« »Der heilige Mensch ist in der Welt voller Furcht, daß er durch die Welt sein Herz verunreinige. Die hundert Geschlechter richten Ohr und Auge auf ihn. Dem heiligen Menschen sind sie alle Kinder.« (Kap. 19.)

In der letzten Stelle insbesondere finden wir den Sinn des Wu-wei. Der heilige Mensch strebt nicht nach Anhang oder Wertschätzung. Er will rein sein, er lebt nach seiner Erkenntnis, still, frei von weltlicher Begier. Ohne daß er etwas dazu tut, wirkt er als Vorbild.

Aber er ist — ich wiederhole — nicht etwa untätig. Sein Tun ist nur nicht äußerlichen Zielen, Zielen des Ehrgeizes oder der Eitelkeit zugewendet, sondern naiver Ausdruck seines Wesens. Diese Naivität unterscheidet sie von der autonomen Vernunft Kants, die befiehlt und Gehorsam verlangt. Der Weise ist nach Laotse zurückgezogen und erscheint dem Weltmann als einfältig. »Nicht ausgehend von der Tür kennt man die Welt.« »Der wahrhaft Weise ist wie dumm, der recht Beredte ist wie stumm.« (Kap. 45.)

Aus seiner Empfindung des All-Einen strömt ihm (wie Buddha das Tatwamasi) von selbst die Liebe zu allen Wesen, Güte, Aufrichtigbeit, Treue. »Den Guten behandle ich gut, den Nichtguten behandle ich auch gut; Tugend ist Güte. Den Aufrichtigen behandle ich aufrichtig, den Nichtaufrichtigen behandle ich auch aufrichtig; Tugend ist Aufrichtigkeit.« (Kap. 49.) Diese Empfindung aus dem Taô, die das Gute als selbstverständlich betrachtet, unterscheidet Laotse von einer aus Nützlichkeitsdenken, aus sozialer Politik entstehenden Gerechtigkeit, Barmherzigkeit oder Menschenliebe, die er gering schätzt, wie alles Berechnete. »Himmel und Erde haben keine Menschenliebe; der heilige Mensch hat keine Menschenliebe.« (Kap. 5.)

Der Gegensatz zwischen naivem und bedachtem Tun erklärt die so oft mißverstandene Lehre im Kap. 18: »Wird das Taô verlassen, dann gibt es Menschenliebe und Gerechtigkeit. Kommt Weltklugheit auf, dann gibt es gute Sitte. Sind die Blutfreunde uneinig, gibt es Kinder- und Elternliebe. Kommt das Land in Verfall, gibt es Untertanentreue.« Überall hier ist der ursprünglichen unbewußten Empfindung, die aus eigener Fülle schöpft, sich selbst gibt, ohne sich als gut zu wissen, die aus Politik und Widerstreit entstehende überdachte, berechnete Pflichtenlehre entgegengestellt.

Die tiefe Ethik Laotses zeigt sich in dem Satz, den er in dieser Gestalt wohl als erster geprägt hat: »Wenn jemand gut ist gegen mich, bin ich gut gegen ihn; wenn jemand nicht gut ist gegen mich, bin ich auch gut gegen ihn.« (Kap. 49.) Es ist die einzige Stelle, von welcher wir wissen, daß Laotse und Kungfutse offen in Widerspruch

traten. Kungfutse, gefragt, was er von dieser Lehre halte, erklärt: »Was wäre der Unterschied zwischen Freund und Feind? Gegen den Freund bin ich auch Freund, gegen den Feind bin ich gerecht.« Hier finden wir, ich möchte sagen handgreiflich, den Gegensatz zwischen ethischem Idealisten und ethischem Politiker. Der eine handelt intuitiv, aus seiner Natur heraus, ohne Rücksicht auf den anderen, der zweite ist reflexiv und erwägt die richtige Gegentat.

Laotse entwickelt aus seinem Gedanken des Wu-wei auch eine Staatslehre, denn sein heiliger Mensch ist nicht Büßer, sondern steht im Leben, denkt als König oder dessen Ratgeber. Er ist ein Apostel des Friedens. Er verwirft es, daß der König äußere Politik treibt, um sein Volk reich, vornehm, berühmt zu machen. Er ist ein grimmer Feind des Krieges: »Die schönsten Waffen – sagt er in dem berühmten 31. Kapitel seines Taôteking — sind Unglückswaffen, alle Wesen verabscheuen sie, darum, wer Taô hat, führt sie nicht. Waffen sind Unglückswerkzeuge, nicht des Weisen Werkzeuge. Kann er nicht umhin und braucht sie, so sind ihm doch Friede und Ruhe das Höchste. Er siegt, aber ungern. Es gerne tun heißt sich freuen Menschen zu töten. Wer sich freut Menschen zu töten, kann seine Absicht am Reich nicht erreichen. Der Unterfeldherr steht links, der Oberfeldherr steht rechts, anzuzeigen, er stehe wie bei der Leichenfeier. Wer viele Menschen getötet hat, mit Schmerz und Mitleid beweine er sie. Wer im Kampfe gesiegt, der stehe wie bei der Leichenfeier.« Nie ist gegen den Krieg mit größerer Tiefe und Innigkeit gesprochen worden, als von dem Weisen aus China vor 2500 Jahren!

Ähnlich wie gegen den Krieg spricht Laotse gegen die Geschäftigkeit der Regierung, um die Menschen reich und vornehm zu machen. »Mit Ungeschäftigkeit (Wu-wei) gewinnt man das Reich. Woher weiß ich, daß dem so ist? Daher: Je mehr Verbote und Beschränkungen im Reich, desto mehr verarmt das Volk; je mehr scharf Gerät das Volk hat, desto mehr wird das Land beunruhigt; je mehr Gesetze und Verordnungen kundgemacht werden, desto mehr Diebe und Räuber gibt es. Darum sagt der heilige Mensch: ich bin

ohne Tun und das Volk bessert sich von selbst; ich liebe Ruhe und das Volk wird von selbst redlich; ich bin ohne Geschäftigkeit und das Volk wird von selbst reich; ich bin ohne Begierde und das Volk wird von selbst einfach.« (Kap. 57.)

Das Ideal Laotses ist ein kleines Land mit zufriedenem Volk. Er schmückt dieses Bild im 80. Kapitel aus: »Es hat Richter und braucht sie nicht, es hat Waffen und legt sie nicht an, es hat Schiffe und Wagen und besteigt sie nicht. Seine Speise ist ihm süß, seine Kleidung schön, seine Wohnung behaglich, seine Sitte lieb. Das Nachbarland ist gegenüber zu sehen, die Stimmen gegenüber zu hören und das Volk erreicht Alter und Tod, ohne hinübergekommen zu sein.«

Ein Ideal, das uns seinen Verfasser erkennen läßt in seiner Stille, Anspruchslosigkeit und Friedlichkeit. »Nichts in der Welt — sagt er an einem anderen Ort — ist weicher und schwächer als das Wasser, und doch nichts, was Hartes und Starkes angreift, vermag es zu übertreffen. Schwaches überwindet das Starke, Weiches überwindet das Harte. Tragen des Landes Not und Pein, das heißt des Reiches König sein.« (Kap. 78.)

Laotse hat für seine Lehre nicht geworben. Sein Buch war wenigen zugänglich und so ist er wie im Leben so in der Lehre vereinsamt geblieben. Die sich später auf ihn beriefen und die man Taôisten nennt, sind nicht seine Jünger, sondern wahrscheinlich aus Indien gekommen und innerlich Buddha weit mehr verwandt als Laotse. Sie brachten auch seine Lehre in Verruf, weil sie ein Mönchsleben führten, untätig, mit vielem Aberglauben und weil sie ihren Müßiggang auf das Wu-wei Laotses zurückführten. Dadurch und durch die Gegnerschaft der Anhänger Kungfutses ist dieser große Geist lange Zeit vergessen geblieben; beinahe so lange, bis er von den Europäern, welche in China nach den heiligen Büchern suchten, entdeckt wurde. Noch derzeit ist er in der Heimat weniger geschätzt als in Europa, wo das Taôteking als das tiefste Werk gilt, das China hervorgebracht hat.

Hat Laotse Gegenwartswert? Wir sind gerade jetzt wieder in einer Periode eiliger Geschäftigkeit. Alles denkt

pragmatisch, alles läuft und rennt und schafft, alles drängt nach Erfolg und Gewinn, die Verwertung der Kraft ist an sich hohe Ethik. Die heitere befreiende Zufriedenheit ist aus dem gesellschaftlichen Leben geschwunden und hat einem ewig sorgenden, ruhelosen Treiben Platz gemacht. Wir haben gewaltige Naturkräfte in unseren Dienst gezwungen, die für uns arbeiten und uns vermögen, mit weniger Mühe rascher und mehr zu leisten. Die Menschen aber sind unruhiger geworden, ungeduldiger und ihr Seelenleben verworrener. Wir fahren mit zehnfacher Geschwindigkeit und eilen um so mehr. Wir erhalten die Nachricht, die früher einen Tag dauerte, in wenigen Minuten und geizen um die Sekunde. Und so ist es in unserem ganzen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Leben. Überall Unruhe, Leidenschaftlichkeit, zugleich Begehrlichkeit, ein Trachten und Sinnen nach äußerem Schein, nach Geld und Macht, nach Ansehen und Lust, so daß es wohl an der Zeit ist, die Menschheit zu mahnen, daß sie sich auf sich selbst besinne; sie zu erinnern, daß jeder das Glück doch nur in sich selbst findet, in seiner inneren Ruhe und Freudigkeit, daß auch unser Tun nur dann die rechte Kraft hat, wenn es aus unserem inneren Wesen quillt, unbedacht um Lob und Tadel, um äußere Zwecke, Ehre und Gefahr. Der große Gedanke des Wu-wei, verbunden mit dem tiefen Naturgefühl, das sich in Laotses Taô birgt, eignet sich noch in unserer Zeit zu einer Idee der Lebensführung. Auch der Satz: »Je mehr Gesetze und Verordnungen, desto mehr Diebe und Räuber« mag unserer gesetzeswütigen Zeit als Spiegel vorgehalten werden und das Idyll vom weisen und friedlichen Monarchen den abenteuerlichen und eroberungssüchtigen Fürsten Europas.

Nur die Tatkraft ist Laotse, wenn er ihre zeitweilige Notwendigkeit auch nicht verkennt, doch zu wenig im Geblüt. Er geht zu sehr vom Standpunkt des Fürsten aus, den er beraten will. Seine Lehre versagt, wo Knechtschaft ist und die Freiheit auf friedlichem Wege nicht errungen werden kann. Er ist darin zurückhaltender als Kungfutse, der auch dem Fürsten seine Pflicht vorschreibt und dem Volke das Recht gibt, den Pflichtvergessenen zu entsetzen. Wir hatten vor kurzem ein

Beispiel. In Rußland lebte ein Mann, ähnlich wie im Wu-wei. Das war Leo Tolstoi. Er lehrte das Nichttun und verurteilte um des willen ebenso wie die Willkürherrschaft, so auch die Gegenwehr gegen sie. Vieles, was er riet, war richtig und er hat durch sein Beispiel viel Gutes gewirkt. Aber der Befreiungskampf seines Volkes fand ihn nicht als Helfer.

Die Geschichte der großen Ethiker zeigt uns immer wieder dasselbe Bild: den Gegensatz zwischen Geistern tiefer Innerlichkeit mit der Gefahr, das Leben zu vergessen, und Geistern besonnener Lebenskenntnis mit der Gefahr, zu äußerlich zu werden. Die beiden Weisen Chinas wechseln nur die Gestalt und die Umgebung, aus der sie hervorgehen und an die sie sich wenden. Im Wesen ist die Geschichte der Ethik eine ewige Wiederkehr der Lehren von Laotse und Kungfutse.
